

Rezension

Autor(en): **Gredig-Steinmann, Hansjürg / Hilfiker, M. / Kocherhans, Yvonne**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1996)**

Heft 3

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

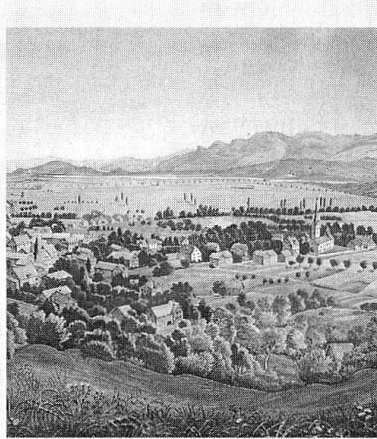
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension

WERDENBERGER JAHRBUCH 1996



Werdenberger Jahrbuch 1996:

Kulturlandschaft Werdenberg

hg. v. der Historisch-Heimatkundlichen Vereinigung des Bezirks Werdenberg 1995, 336 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, Buchs, Buchs Druck, Fr. 48.–

Einen grossartigen Blick auf das St. Galler Rheintal bieten die Kreuzberge, 1600 m über dem Talboden. In der Mitte die Autobahn und der Rhein, welcher die Grenze zum Fürstentum Liechtenstein bildet. Die Bäche und Wege verlaufen auffallend gerade. «Riet» ist der verbreitetste Flurname in dieser Ebene: Saxerriet, Gmeindsriet, Gamserriet, Grabserriet, Witiriet. Das einst über weite Strecken sumpfige, von wiederholten Überschwemmungen geplagte Gebiet ist in den letzten 150 Jahren in eine durchmeliorierte Kulturlandschaft von reissbretthaftem Aussehen verwandelt worden. Anders die Hanglagen, welche mehrheitlich noch traditionellen Charakter haben. Hier trifft man auch auf wunderschöne alte Alpwege, wie etwa denjenigen von Nasseel zur Saxer Lücke.

In rund 30 Beiträgen beschreiben die Autoren des Werdenberger Jahrbuchs 1996, wie der Mensch die Landschaft von Wartau bis Sennwald nach seinen Vorstellungen geformt und rationalisiert hat. Diese einst «unwegsames, versumpftes und unbewohnbares Wildnis» sollte zum «sicheren Arbeits- und Lebensraum werden». Mit der Rheinkorrektion und der ersten Melioration in der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte ein Umwandlungsprozess ein, welcher bis heute andauert und die Landschaft tiefgreifend verändert. Auch die grosse Krise der Landwirtschaft Ende des 19. Jahrhunderts, die «Anbauschlacht» im Zweiten Weltkrieg und die anschliessende Mechanisierungswelle schlugen sich in der Kulturlandschaft nieder. Die Kulturlandschaft könnte man ja als eine Art Spiegel der Landwirtschaftspolitik bezeichnen: Ob Hochstämme, Hecken und eine Vielzahl von Kulturen das Landschaftsbild bestimmen oder Monokultur vorherrscht, hängt stark von den staatlichen Zuschüssen für die einzelnen landwirtschaftlichen Produkte ab. Die bis-

herige Politik mit Preisstützung und Protektionismus hat offensichtlich in eine Sackgasse geführt; eine Neuorientierung, nicht nur für die schweizerische, sondern für die gesamte europäische Landwirtschaft ist unumgänglich und hat bereits eingesetzt.

Wie kam es aber zu diesem dramatischen Wandel in der Rheinebene? Was war vor der Rheinkorrektur, wie sah das Land vor und nach den grossangelegten Meliorationen aus, welche Auswirkungen hatten diese Werke für die Menschen, die Struktur der Gesellschaft, für die landwirtschaftliche Produktion und für die Ökologie? Wie sehen die Perspektiven für die Zukunft aus? In sorgfältigen, fundierten, oft auch kritischen Artikeln analysieren die Autoren die bisherige Entwicklung der Talebene von Wartau bis Sennwald oder machen Vorschläge, wie Fehlentwicklungen korrigiert werden könnten. (Diese Thematik bildet übrigens nicht zufällig auch die Grundidee des Europäischen Naturschutzjahres von 1995, welches zum Ziel hat, nicht mehr nur Schutzinseln für Pflanzen und Tiere zu schaffen, sondern den Naturschutz auf die ganze Fläche auszuweiten). Mit der Frage, welche Schlüsse man aus Fehlern der Vergangenheit ziehen könnte, befassen sich die Artikel über Bioproduktion, Bäche und Flüsse im Wandel der Zeit oder derjenige von Mario Broggi, welcher eindringlich betont, dass der Naturschutz nicht punktuell betrachtet werden darf. Die neuen Gesetze von 1982 über ökologische Ausgleichsflächen sind dafür ein guter Anfang. Es wird aber auch deutlich, dass eine ökologisch bestimmte Landwirtschaft nicht von einem auf den andern Tag entsteht. Im ganzen Bezirk Werdenberg waren es Ende 1995 lediglich fünf Betriebe, welche auf Bioproduktion umgestellt hatten.

In einem aufschlussreichen Beitrag widerlegt Markus Kaiser die etwas leichtfertige Behauptung, die Landschaft Werdenberg sei vor der Rheinkorrektur und den Meliorationen quasi eine unbewohnbare Wildnis gewesen: Die Rheinebene war durchaus besiedelt, die grossen Höfe bildeten schon im Frühmittelalter eine eigene Verwaltungseinheit, den Rheingau. Die Rheindörfer Salez und Ruggell waren wichtige Pferdemärkte der Herrschaften Sax und Schellenberg, und der Nord-Südhandel vom Bodensee durch das Rheintal nach Chur und über die Bündner Pässe führte längs des Rheins von Sennwald über Salez und Haag.

Sehr ausführlich beschreibt Hans Jakob Reich den Landschaftswandel im Werdenberg. Er beschränkt sich nicht auf Werdenberg, sondern sucht nach den geistesgeschichtlichen Ursachen für die radikalen Reformen. Besonders hervorzuheben sind seine Ausführungen über die Güterzusammenlegungen bis zum Zweiten Weltkrieg, die er mit Übersichtsplänen und Fotos sehr gut illustriert. Insgesamt wurden im Bezirk Werdenberg seit 1847 über 9000 ha Kulturland melioriert, was der gesamten Gemeindefläche von Disentis entspricht. Von Ragaz bis

Au war es sogar die doppelte Fläche. Diese Meliorationen erleichtern zwar die Bewirtschaftung der Talebene, durch die Ausräumung der Landschaft ging aber auch viel verloren, wie Emma Dürr-Kaiser in einem Gedicht schreibt:

*Wo?
 Wo sind die Wegli schmal und lind,
 wo n i gange bi als Chind?
 Wo sind dia groassa, runde Schtei,
 wo n i zellt ha im Verhei?
 Wo's Mürli mit em Wäschpinescht,
 wo d'als Held dri g'schocha hescht?
 Wo's Bächli mit em erschta Bluescht,
 wo d'hera schtoo und loosa muescht?
 All's verschooret, underi g'macht!
 s'munter Bächli tüüf im Schacht!
 Und i weiss känn Schteg, ka Brugg,
 wo mer nomol chönntend z'rugg.*

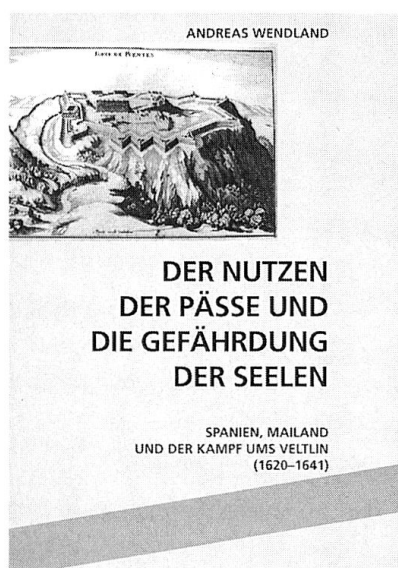
Wie reich und vielfältig man sich die traditionelle Kulturlandschaft Werdenberg vorzustellen hat, wird auch aus der hervorragenden Flurnamenstudie von Hans Stricker deutlich.

Das Buch verschränkt sich aber nicht auf den Landschaftswandel durch Meliorationen, sondern gibt – nicht zuletzt durch die Illustrationen – auch einen Einblick in den bäuerlichen Alltag. Wer kann sich heute noch vorstellen, wie anstrengend und entbehrungsreich etwa die dreissiger Jahre waren, auch für die Kinder: Um den Lohn für das Eggen zu sparen, wurden die Furchen durch die Kinder und die Familienangehörigen mit Hauen verscharrt («e ganzi Zilata Goofa isch denn am Verchlogga vo da Tschölla gsi»). Lebensnah auch die Artikel über die Hanf- und Flachsarbeiter oder die Geschichte des Türggenanbaus (mit Rezepten über den Türggeriibel), welcher aus der Geschichte des Rheintals nicht wegzudenken ist. Ebenso untrennbar mit Werdenberg verbunden ist selbstverständlich das Geschlecht der Sax-Hohensax; über eine schillernde Figur aus dieser Dynastie liefert Noldi Kessler aus Gams ein lebendiges Porträt.

Das aufwendig gemachte Jahrbuch gefällt zudem durch sein repräsentatives Äusseres und die ausgezeichnete Bild- und Druckqualität. Erwähnenswert sind auch die vielen aussagestarken Pläne (Kataster, Meliorationspläne). Mit dem Jahrbuch 1996 ist erneut ein lesenswerter und sehr aktueller Band dieser seit 1988 herausgegebenen Reihe entstanden.

Hansjürg Gredig-Steinmann

Rezension



Andreas Wendland:
**Der Nutzen der Pässe
 und die Gefährdung der Seelen
 Spanien, Mailand und
 der Kampf ums Veltlin 1620–1641**

Zürich, Chronos Verlag, 1995,
 Fr. 58.–

Wer geglaubt hatte, auf dem Minenfeld der Bündner Wirren wachse für den Historiker kein Gras mehr, muss sich eines Besseren belehren lassen: Am europäischen Hochschulinstitut von Florenz verfasste der Berliner Andreas Wendland eine Abschlussarbeit, worin er hauptsächlich die Motive und Strategien Spaniens/Mailands im Kampf um das Veltlin herausarbeitet.

Bisher gab es zwei Sichtweisen auf dieses düstere Kapitel in der Geschichte des Freistaats. Vielen Bündnern sind vor allem die Greuelthaten, die Helden und Bösewichte aus dem Stoff der Volksschule, aus Literatur oder Film bekannt. Die wissenschaftliche Bearbeitung der Epoche hat je nach Standpunkt eher eine Episode des Dreissigjährigen Kriegs, einen nationalen Befreiungskampf oder einen konfessionell geprägten Bürgerkrieg gesehen. Jedenfalls galt die Aufmerksamkeit in italienischer oder deutscher Fassung hauptsächlich den Ereignissen und den Anführern der Bündner oder der Veltliner Seite.

Auch Wendland stellt in einem gründlichen ersten Teil den Beginn der Wirren bis zum Veltlinermord in seinen Ursachen und Bedingungen vor. Dabei betont er die gegenseitige Abhängigkeit und Verzahnung der Herrschenden- und der Untertanen-Lande und bezieht auch die Stellung Mailands in diesen klaren Überblick ein.

Der kurze, zweite Teil zeichnet das militärische Eingreifen Frankreichs nach, also vom legendären Winterkrieg im Grenzgebirge bis zum zwiespältigen Abzug Rohans. Dabei kratzt er ungerührt am Lack des «guten Herzogs» und wirft die Frage auf, ob dessen Erfolge mehr seinem militärischen Genie oder den Mängeln der habsburgisch-mailändischen Zusammenarbeit zu verdanken waren.

Im dritten Teil – dem eigentlichen Herzstück des Buches – richtet Wendland sein Interesse voll auf die innen- und aussen- sowie konfessionspolitischen Überlegungen der Regierenden in Mailand und Madrid, aber auch in Paris. Ausführlich folgt er dem mühsamen Entscheidungsprozess um die Rückgabe und den künftigen Status des Veltlins. Der knappe vierte Teil schliesslich stellt das Ergebnis vor, den Ewigen Frieden sowie das Mailänder Kapitulat von 1639 und geht kritisch auf dessen Anwendung, auf Gewinner und Verlierer ein. Der Schluss erwägt nochmals die Ziele und Leistungen der beteiligten Mächte und des Vertragswerks, bei dem es Mailand und Spanien um die Pässe sowie um die Eindämmung der Häresie ging, für die Bündner aber um den Besitz ihrer Untertanenlande.

Wie war es möglich, dass auf dem Höhepunkt der Gegenreformation und des konfessionellen Fanatismus die katholische Majestät sich um der Pässe willen sozusagen auf einen Pakt mit dem Teufel einliess und die Veltliner den Bündner «Häretikern» aufs neue auslieferte? Wendland macht dies in seiner gründlichen Durchforschung spanischer und mailändischer Archive sowie der französischen Nationalbibliothek auf faszinierende Weise für uns nachvollziehbar. Die neue Sicht von aussen auf vermeintlich Altbekanntes, diese «Feindesperspektive» verleiht dem verheerenden Lokalkampf erst seine innere Logik, sein europäisches Gewicht. Die Bündner Wirren erscheinen nicht mehr als blosser Stellvertreterkrieg in der Auseinandersetzung zwischen Habsburg und Frankreich. Sie sind hier Voraussetzung zur Gegenreformation, nicht deren Folge; dieser ungewohnten Hypothese geht Wendland unbekümmert um lokale Traditionen und konfessionelle Empfindlichkeiten konsequent nach. Bei aller Sympathie für die Lage der Bündner weist er auf die Schwachstellen und Fragwürdigkeiten in ihrer konfessionspolitischen Auseinandersetzung und ihrem Auftreten im Veltlin hin. Ebenso entschieden belegt er die Absicht führender katholischer Geistlicher und der Casa de Austria, die Reformation nicht bloss in den Untertanenlanden, sondern im Freistaat selbst endgültig auszurotten. Der Vorzug dieser Darstellung aus vorwiegend spanischen Quellen ist zweifach: Einmal eröffnet sie neue Einsichten in den komplexen Verlauf der Wirren und ermöglicht ein besseres Verständnis für die Veltliner Verhältnisse. Zum andern überwindet sie die künstliche Trennung der Forschung in parallele Bündner und Veltliner Stränge. Unter diesem Gesichtspunkt ist es nur konsequent, dass Wendlands Arbeit vom Verein für Bündner Kulturforschung herausgegeben wurde. Dieser bemüht sich seit Jahren um regelmässige Kontakte zwischen den Historikern diesseits und jenseits des Alpenkamms und lässt auch im neuen Handbuch der Bündner Geschichte einen Veltliner Autor zu Worte kommen. Bleibt noch der für Dissertationen keineswegs selbstverständliche Hinweis darauf, dass

Wendland sich mit Erfolg um eine allgemein verständliche Sprache bemüht. Natürlich erfüllt das Buch in Aufbau und breiter Darstellung universitäre Ansprüche und verfügt über einen ausführlichen Anmerungsapparat. Zwar mögen die gründlichen Erörterungen rechtlicher Fragen oder diplomatischer und amtlicher Verhältnisse hie und da langfädig wirken; auch sind die Originalzitate in vier Sprachen manchmal eine Überforderung. Abgesehen davon ist der Text sehr lesbar, anschaulich und oft richtig spannend. Leserfreundlich sind auch die ausführlichen Verzeichnisse und die zwei Karten. (PS: Dass die konfessionelle Seite der Wirren nachwirkt, scheint die neuerliche Verehrung des Kapuzinerpaters Fidelis von Sigmaringen in der Kathedrale nahe-zulegen.)

M. Hilfiker

Rezension



Jakob Messerli:

Gleichmässig – Pünktlich – Schnell

Zeiteinteilung und Zeitgebrauch
in der Schweiz im 19. Jahrhundert
Zürich, Chronos Verlag, 1995,
296 Seiten, gebunden, sFr. 48.–

Die menschliche Wahrnehmung und Erfahrung dessen, was wir als Zeit bezeichnen, ist immer sozial vermittelt, schreibt der Historiker Jakob Messerli in der Einleitung zu seiner erweiterten Berner Dissertation. Zeitwahrnehmung und Zeiteinteilung gehören denn auch seit den 60er Jahren zum sich ständig erweiternden Themenkatalog der wirtschafts- und sozialgeschichtlichen Forschung. Anders als die meisten der bisher erschienenen Arbeiten, welche das Thema vor allem im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Wandel im Spätmittelalter oder der Industrialisierung behandeln, versucht Messerli möglichst umfassend Ursachen und gesellschaftliche Auswirkungen der Veränderungen von Zeiteinteilung und Zeitgebrauch in der Schweiz vom Ende des 18. Jahrhunderts bis ins frühe 20. Jahrhundert darzustellen. In diesem relativ kurzen Zeitraum von 150 Jahren begann das schon seit langem sich stetig verändernde Zeitbewusstsein stark beschleunigt und nachhaltig beinahe alle Bereiche des menschlichen Lebens zu erfassen. Wichtigster Schrittmacher in diesem Prozess war die zunehmende Einbindung in überregionale und internationale Handels-, Verkehrs- und Kommunikationsnetze. Auf dem Hintergrund dieser weitgehend von aussen bestimmten Entwicklung schildert Messerli spannend, auf einer sehr breiten und vielfältigen – zu einem grossen Teil aus Graubünden stammenden – Quellenbasis, den Verlauf der Vereinheitlichung der Zeiteinteilung, die Entwicklung und Verbreitung der Zeitbestimmungsmittel und die Veränderung der Zeitnutzungskonzepte in der Schweiz. Das unterhaltsam geschriebene und sorgfältig illustrierte Buch bietet einen interessanten Blick auf ein Stück Schweizer Geschichte, das in vielem verblüffend aktuell erscheint, wie etwa die Debatten um die Vereinheitlichung des Kalenders in Graubünden, deren

Argumentationslinien teilweise heute wieder in den Diskussionen um die europäische Integration auftauchen.

Im ersten Teil des Buches gibt der Autor einen Überblick über den Verlauf der Vereinheitlichung von den noch im späten 18. Jahrhundert vielfältigen, lokal unterschiedlichen Zeitstrukturen bis zur Einführung der Weltzeit im 19. Jahrhundert. Ohne äusseren Druck veränderte sich nichts, dies zeigt sich deutlich am Beispiel der zeitlich sehr uneinheitlich verlaufenden Ablösung der italienischen Zeit durch die heute noch geltende (deutsche) Stundenzählung im Tessin. Die italienische Zeit, mit einer Stundenzählung von 1 bis 24, welche zu jeder Jahreszeit die exakte Bestimmung der Anzahl Stunden zwischen Sonnenaufgang und -untergang ermöglichte, war bestens auf die Bedürfnisse einer auf Tageslicht angewiesenen Bevölkerung zugeschnitten. Offiziell war die noch im 18. Jahrhundert überall südlich der Alpen verbreitete italienische Zeit im Tessin um 1820 durch die deutsche Stundenzählung abgelöst worden. In den peripher gelegenen, kaum in überregionale Verkehrs- und Handelsbeziehungen eingebundenen Gebieten hielt man teilweise noch bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts an der alten Tageseinteilung fest. Ein Spezialfall, der besonders die Bedeutung der Verkehrserschliessung für den Wandel verdeutlicht, ist das bündnerische Avers. Das Tal war vor dem Bau einer Fahrstrasse durch die Averser Schlucht am Ende des 19. Jahrhunderts von Norden her nur sehr schlecht erschlossen. 1812 wird berichtet, *dass sie allein sich der italiänischen Uhr bedienen, während ihre Bündner-nachbarn in Bergell, Schams und Oberhalbstein nach deutscher Zeit rechnen (...)*. Obwohl sich das Avers wie auch das Bergell wirtschaftlich nach Chiavenna ausrichteten, bestand offenbar für das an einer Transitroute gelegene Bergell viel früher die Notwendigkeit, sich in der Zeiteinteilung an die Mehrheit der Schweiz anzupassen.

Sehr interessant, mit allen Facetten eines Kulturkampfes, liest sich auch die Chronologie der Kalenderreform. Standhaft weigerten sich die protestantischen Teile der Kantone Glarus, Appenzell Auser rhoden und Graubünden noch im 18. Jahrhundert, den 1582 von Papst Gregor XIII. eingeführten neuen Kalender zu übernehmen. Die Konfessionsgrenzen blieben für alle Überzeugungsversuche und wirtschaftlichen Argumente undurchlässig. Erst auf politischen Druck in der Helvetik wurde in Glarus und Appenzell der neue Kalender 1798 eingeführt. In Graubünden brauchte es den Druck des 1803 neu geschaffenen Kleinen Rates, damit 1812 dann auch die letzte Gemeinde wenigstens formell den gregorianischen Kalender angenommen hatte. Der Verlauf der Debatten zeigt eindrücklich, wie sehr der Streit um die Kalenderreform auch als Projektionsfläche für die damals aktuellen politischen Auseinandersetzungen zwischen Befürwortern und Gegnern der neuen Ordnung benutzt wurde. Zu Schlägereien ausarten

konnte dieser Konflikt, wenn, wie beispielsweise in Ilanz, die beiden Parteien versuchten, sich gegenseitig am Läuten des Kirchturms zu hindern. Die von den Gegnern des gregorianischen Kalenders am häufigsten vorgebrachten Argumente spiegeln sowohl die Ängste vor dem Verlust des sogenannten «tradierten Orientierungswissens», des traditionellen, seit Generationen in Übereinstimmung mit der julianischen Jahreseinteilung eingeübten Lebensrhythmus als auch den Widerstand der Protestanten gegen einen «katholischen» Kalender. War doch zu befürchten, (...) *dass ihnen der Papst nicht nur die Zeit dictiren, sondern auch die Feier ihrer Feste vorschreiben, das Wetter machen, ihre landwirtschaftlichen Arbeiten regeln und vollends als Arzt und Verwahrer ihrer ehelichen Geheimnisse ins Haus kommen könnte.*

Eng verknüpft mit der Geschichte der Zeiteinteilung ist die Entwicklung der Zeitmessmethoden. Im zweiten Teil der Studie werden die im 19. Jahrhundert in der Schweiz gebräuchlichen Zeitbestimmungsmittel und deren Verbreitung vorgestellt. Eines der ältesten Messverfahren, die Zeitbestimmung durch die Sonnenuhr, war zu dieser Zeit noch weit verbreitet, es diente im 18. und 19. Jahrhundert vor allem als Massstab zur Regulierung der damals noch nicht besonders genauen, mechanischen Räderuhren. Aber auch Berggipfel wurden zur Sonnenstandbestimmung genutzt; Mitte des 19. Jahrhunderts kannte man in Graubünden offenbar noch mehrere dieser «Gebirgssonnenuhren», deren Spuren heute noch in Form von Bergnamen wie «Ölfihora» oder «Zwölfihorn» auf der Landeskarte und im Rätischen Namensbuch zu finden sind. Interessante Ergebnisse zeigt die Untersuchung der Verbreitung privater Uhren. Entgegen der weitverbreiteten Auffassung, dass exakte Zeitmessinstrumente erst im Zusammenhang mit der eigentlichen Industrialisierung ihre Verbreitung fanden, zeigt Messerli, dass bereits um 1800 in vielen privaten Haushalten eine Stubenuhr hing. Die Taschenuhr als mobiler Zeitmesser wurde für weite Kreise der Arbeiterschaft allerdings erst rund 70 Jahre später, durch die serienmässige maschinelle Produktion, erschwinglich.

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts setzte eine eigentliche «Verwissenschaftlichung» der an sich alten Diskussion um richtige Zeitnutzung ein. Der Blick auf den menschlichen Körper hatte sich mit der Entwicklung von Technik und Naturwissenschaften seit der frühen Neuzeit verändert. Das frühere Bild des Menschen als Automat und mechanische Uhr wurde im Zusammenhang mit dem Industrialisierungsprozess und den neuen Erkenntnissen der Physik und Physiologie abgelöst durch Motoren- und Maschinenmetaphern. Ausgehend von der Auffassung des Menschen als thermodynamische Maschine, die den Gesetzen der Energieumwandlung gehorcht, entstand eine rein wissenschaftlich begründete Diskussion um das richtige Verhältnis von Arbeit und Ruhe. Im letzten Teil des Buches wird anschaulich die Ent-

wicklung von den religiös und wirtschaftlich motivierten moralischen Appellen des aufgeklärten Bürgertums und frühindustriellen Unternehmertums zu einer wissenschaftlich angeleiteten, von Experten geführten Diskussion um die richtigen Zeitnutzungskonzepte im 19. Jahrhundert aufgezeigt. Das aus dem 17. Jahrhundert stammende Schlagwort «Zeit ist Geld» wurde zum Merksatz und zum Instrument der Sozialdisziplinierung für immer mehr Lebensbereiche. Am Anfang unseres Jahrhunderts unterlagen Lohnarbeit, Schule, Haus- und Familienarbeit dem Diktat einer fixen Zeiteinteilung und rationellen Tagesplanung. Möglich geworden war dieses einheitliche Zeitbewusstsein der modernen Gesellschaft durch den vorangegangenen Prozess der Normierung und Standardisierung der unterschiedlichen Zeitstrukturen.

Yvonne Kocherhans